wenn einer reich werden soll. Wenn er nun jetzt, wo er reich geworden, und, wie man sagt, sein Schäfchen im Trocknen hat und auf seinen Geldsack ausruhen kann, sich um die Not der vielen, denen er ganz gut helfen könnte, nicht kümmert, vielmehr alles in Egoismus und übertriebener Selbst- und Vergnügungssucht vertut, dann ist das von seiner Seite nicht etwa bloß ein Fehler gegen die Liebe, sondern auch gegen die Gerechtigkeit.

Aber wenn selbst in solchem Falle jeder nach seinem subjektiven Urteil den Ausgleich sucht und nun den Betreffenden bestehlen wollte, so wäre das geradezu die Zerstörung jeder Kultur und die Auflösung jedes menschenwürdigen Daseins.

Wenn es dem einzelnen Menschen erlaubt sein könnte, von sich aus und in seinem eigenen Interesse, zu seinem eigenen Vorteil und Gewinn das Besitztum seines Nächsten zu schädigen, ja ihm mit oben genannten Gründen ein eigentliches Besitzrecht abzusprechen und so selber dadurch, daß er die Hand nach diesem Besitz eigenmächtig ausstreckt, eine Konfiskation vollzöge, so wäre damit jeder individuellen Willkür, Begehrlichkeit, Habsucht und Raschelust Tür und Tor geöffnet, und die menschliche Gesellschaft müßte sich in kürzester Zeit zu einem Schauplatz kämpfender Raubtiere verwandeln. Und man meint fast, wir wären auf dem besten Wege dazu.

Man muß sich nur in gewissen Kreisen bewegen oder umsehen, oder in der Elektrischen das Schwadronnieren hören, dann weiß man genug, in welcher Geistesverfassung sich viele in diesen Kreisen befinden. Wie soll da eine bessere Gesinnung kommen, und ohne bessere Gesinnung gibts kein Heil.

Ja, die Moralpädagogen sagen, man müsse schon in der Schule den Kindern und später in öffentlichen Vorträgen den Erwachsenen die Ueberzeugung beibringen, das Wegnehmen fremden Eigentums sei nicht bloß eine Frage von mein und dein zwischen zwei Personen, zwischen dem, der stiehlt, und dem, der bestohlen wird, nein, es sei das Stehlen vielmehr eine Attacke auf die Gesamtordnung des menschlichen Lebens, die ohne die Heilighaltung fremden Eigentums nicht bestehen kann. Aber hier sieht man auch so recht die Ohnmacht einer sogenannten religionslosen Moral.

Was fragen Leute, denen der Habsuchtsteufel im Nacken und der Stehlteufel in den Fingern sitzt, nach der Gesamtordnung des menschlichen Lebens? Die pfeifen aufs allgemeine Wohl, auf den so gerühmten Kulturfortschritt, ja aufs ganze liebe Vaterland, sagen vielmehr mit dem Dichter: „ubi bene, ibi patria, wo ichs gut habe, da ist mein Vaterland.

Nur wenn die Pflicht, dem Gesamtwohl zu dienen, als heilige Gewissenspflicht, wie die Religon lehrt, aufgefaßt wird, erkannt wird als eine Pflicht, über deren Verletzung, wenn sie sich auch den Augen des weltlichen Richters entzieht, man doch vor einem höheren Richter strenge Rechenschaft ablegen müsse, und zwar eine Rechenschaft, wegen der, wenn wir sie nicht bestehen, uns ewiges Unheil und Verderben treffen kann, dann darf man hoffen, daß das Stehlen und Betrügen, das Wuchern und Schieben nachläßt, und auch bessere wirtschaftliche Verhältnisse sich anbahnen.

Der Glaube an Gott, die Ueberzeugung, daß mit dem Tode nicht alles aus ist, die Furcht vor einem strengen Gericht nach dem Tode und am Abschluß der Zeiten muß wieder in den Seelen lebendig werden. Wer dieses Glaubenslicht in sein Inneres hineinleuchten läßt, der wird nicht mit oben genannten Entschuldigungsgründen sein ungerechtes Tun beschönigen wollen.

Die Tochter von Oberbühl.

13 Von Jakob Frey.

Lange nach Mitternacht hörte der alte Niederbühler, der um diese Zeit ebenfalls noch schlaflos auf dem Bette lag, den Sohn nach seiner Kammer gehen; aber als dieser sich am Morgen zu lange nicht zeigen wollte, wurde die Kammer leer gefunden, und auf dem unberührten Bette lag ein offenes Blatt Papier, das in hastigen Schriftzügen mit nur wenigen Worten beschrieben war. „Ich kann nicht mehr in der Heimat leben," hieß es da; „es müßt ein Unglück daraus entstehen, glaubt es mir. Aber kümmert euch nicht so sehr, wohin ich gehe — sobald ich selbst es weiß, werde ich euch Nachricht geben. Und eines noch verspreche ich euch: ich werfe alle Gedanken, die mir seither zuflüsterten, daß mein Leben fortan ein unerträgliches und unnützes sei, von mir. Alles andere wollen wir Gott anheimstellen."

Nachdem der Niederbühler lange starr auf das Papier geblickt, als ob er eine Veränderung der Worte und Schriftzeichen erwarte, setzte er sich, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, an den Tisch nieder. Hier blieb er schweigend und bewegungslos sitzen, und nur von Zeit zu Zeit ging eine Erschütterung durch seinen Körper, wie ein Baum von kurzen Windstößen bewegt wird. Als er jedoch endlich die Hände wieder wegzog und sich erhob, war sein Gesicht ruhig, als ob heute noch kein bekümmerter Gedanke über dasselbe hinweggegangen wäre. Fest klang auch seine Stimme, mit der er das laut weinende Vreneli zu trösten suchte. „Vorerst laßt noch keinen fremden Menschen etwas merken," schloß er, „und sagt jedem, der etwa fragen sollte, Gottlieb und ich wären auf einen Pferdekauf ausgegangen. So Gott will, werde ich ihn wohl bald finden und wieder zurückbringen."

Mit dieser Hoffnung machte sich der Vater unverweilt auf den Weg talabwärts, überall vorsichtig nachforschend, ob der Sohn nicht gesehen worden sei. Aber dieser schien wie vom Winde weggeweht spurlos verschwunden zu sein, und nach drei Tagen vergeblicher Mühe kehrte der Niederbühler trost- und hoffnungsloser wieder heim, als er fortgegangen.

Hier hatte die Abwesenheit der beiden Männer noch kein besonderes Aufsehen erregt, da die Ausrede wegen des Pferdekaufs selbst gegen das Gesinde gebraucht worden war; hingegen berichtete Vreneli etwas anderes, das, so unbedeutend es auch sein konnte, die Aufmerksamkeit und Verwunderung des Heimgekehrten in hohem Grade erregen mußte. Seit dem offenen Verlöbnis Roselis mit seinem kleinen Vetter hatte jeder Verkehr zwischen den Ober- und Niederbühl aufgehört, wie es einst vor bald fünfundzwanzig Jahren der Fall gewesen, und selbst Vreneli hatte seine Besuche bei der sonst mit halb mütterlicher, halb schwesterlicher Zärtlichkeit ihm zugetanen Freundin eingestellt. Diese hinwieder hatte durch ihr eigenes Wegbleiben und Verschweigen ihres Tuns gleichsam das Unrecht eingestanden, das sie an Vater und Sohn auf dem Niederbühl begangen, und der erstere wenigstens war innerlich dankbar dafür, daß sie ihr und sein Haus gänzlich aus dem Spiele ließ. Er hatte immer noch eine Einladung Vrenelis zur Hochzeit befürchtet gehabt, aber auch diese war unterlassen worden. Dagegen war kaum einige Stunden, nachdem der Vater sich zur Aufsuchung des Sohnes auf den Weg gemacht, die alte Kathrin vom Oberbühl gekommen, um sich in etwas geheimnisvoller Weise nach Gottlieb zu erkundigen. Vreneli hatte zu große Mühe, seiner Jammer zu bemeistern, als daß es die Alte über die Ursache dieser Nachfrage hätte ausforschen können, und so war sie denn mit dem Bescheide fortgegangen, daß der alte Niederbühler angeordnet gehabt; aber diesen Abend war sie schon wieder da gewesen und hatte diesmal nicht bei Vreneli selbst, sondern beim Gesinde nach der Abwesenheit und Heimkehr der Männer geforscht. Was sollte das zu bedeuten haben? Es war leicht möglich, daß Gottlieb auch noch ein Zeichen seines Verschwindens auf den Oberbühl hatte gelangen lassen; ja vielleicht konnte man dort über die Absichten des armen Burschen besser unterrichtet sein, als auf dem Niederbühl selbst; aber es widerstrebte dem Vater, deshalb eine Nachfrage zu halten, und obwohl er wußte, daß das Geheimnis nun nicht mehr lange bewahrt werden konnte, beschloß er doch, wenigstens abzuwarten, bis von dem Flüchtlinge selbst eine bestimmtere Nachricht käme.

Und zu lange sollte dieses Warten nicht dauern; aber die Botschaft, die nach einigen Tagen anlangte, war jammervoll für die Bewohner des Niederbühls, selbst wenn diese sich wohl schon auf das schlimmste gefaßt gemacht hatten. „Ich habe gehofft, es werde gehen," schrieb Gottlieb unter anderem, „wenn ich nur von Hause fort sei und kein bekanntes Gesicht mehr sehen müsse. Ich durchstreifte deshalb die abgelegenen Juratäler und hatte die Absicht, mich auf einem einsamen Berghofe zu verdingen, so lange es notwendig sein sollte. Aber ich sah nur zu bald ein, daß ich mich in mir selbst getäuscht. Wenn ich vergessen und wieder gesunden soll, so kann das nur bei einem Leben geschehen, das all mein Sinnen und Denken nach außen hin in Anspruch nimmt; drum bin ich jetzt, o verzeiht mir meine Lieben, den nämlichen Weg gegangen, den einst auch Roselis Vater gegangen ist. Mache keinen Versuch, mich davon abzuhalten, mein guter armer Vater; es würde nicht mehr nützen, als es damals bei unserm Nachbar genützt hat. Denn zur Stunde, wo ihr diesen Brief erhalten werdet, bin ich schon weit auf dem Wege nach Algerien begriffen. Sollte dagegen auch Roseli einmal nach mir fragen, so sagt ihm, daß ich jeden Groll, der in mir aufsteigen wollte, niedergekämpft habe und seinen Namen bis zu meiner letzten Stunde ohne Bitterkeit nennen werde. Vielleicht treffe ich unter meinen künftigen Kameraden noch Leute an, die seinen Vater gekannt und mir über seine letzten Lebenstage mehr mitteilen können, als bisher zu uns in die Heimat gelangt ist. Noch einmal, verzeiht mir und denkt drum nicht übler von mir, weil ich euch diesen Schmerz nicht ersparen konnte."

Auf solche Kunde hin vermochte auch der alte Niederbühler seinen Jammer nicht mehr zu beherrschen und eine Stunde später saß er noch mit tränenfeuchten Augen in der Stube, als die Türe aufging, und mit hastigem Schritte die Oberbühlerin hereintrat. Bei ihrem Anblicke lief Vreneli laut weinend hinaus, während der Vater fast erschrak über das Aussehen der jungen Frau, die seinem Herzen einst so nahe gestanden und auch jetzt noch nahe stand. Sie sah bleicher und abgehärmter aus, als sie damals neben dem Sarge der Mutter ausgesehen hatte, und nur aus den braunen Augen sprühte etwas hervor, wie der Abglanz tiefer Angst und fast wilder Aufregung. Von dem hinausdrängenden Vreneli blickte sie auf den Vater und rief dann, beide Hände in die Höhe hebend, mit gepreßter Stimme: „Der Bote hat mir gesagt, er habe euch einen Brief gebracht, der weit her gekommen sei; was hat er geschrieben, Nachbar Rudolf, wo ist er?"

„Wen meinst du?" fragte der Niederbühler zögernd; „der Brief, den wir bekommen —"

„Ist von Gottlieb," fiel Roseli mit der nämlichen Heftigkeit ein, „das weiß ich ja wohl: aber um Gottes willen, was ist's mit ihm und wo ist er? Ich muß es wissen, wenn ichs länger ertragen soll."

Vater Rudolf fuhr mit der Hand über die Augen und schaute die junge Frau eine kleine Weile wieder mit dem alten milden Blicke, aber voll tiefen Erstaunens an, bevor er langsam sagte:

„Ich weiß nicht, was ich denken soll, Roseli; doch hier ist der Brief, du kannst ihn selbst lesen."

Die junge Oberbühlerin griff nach dem Blatte, wie etwa ein Geizhals nach einem schon verloren geglaubten Schatze greift; aber als sie dasselbe mit brennendem Blicke durchflogen, sank sie laut aufschluchzend neben den Niederbühler auf die Bank nieder.

„Um Gottes Willen, was hast du denn, Roseli?" rief dieser in bestürzter Verwirrung; „nach dem, was nun einmal vorgegangen, weiß ich gar nicht, wie ich dich verstehen soll."

„O, laßt mich nur einen Augenblick," bat sie, ihr von Tränen überströmtes Gesicht gegen seine Brust neigend; „jetzt kann ich nicht anders, aber es wird bald vorüber sein."

„Ja, ich bitte dich," sagte Vater Rudolf bewegt, indem er seinen Arm um die halb hingesunkene Gestalt legte; was es auch immer sein mag, du wirdst dich drein fügen müssen, wie ich es muß."

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 24. Sonntag, 11. Juni. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 11. Juni: **Dreifaltigkeitsf.**
Montag, den 12. Juni: Basilides.
Dienstag, den 13. Juni: Anton.
Mittwoch, den 14. Juni: Basilius.
Donnerstag, den 15. Juni: **Fronleichnam.**
Freitag, den 16. Juni: Benno.
Samstag, den 17. Juni: Adolf.

Sonntagslesung.

Das Evangelium vom Dreifaltigkeitssonntage enthält nur wenige, aber um so inhaltsschwerere Worte. Sie bringen eine so frohe Botschaft, wie das Evangelium selbst eine frohe Botschaft ist, nämlich die Aufgabe der Kirche: „Gehet hin in alle Welt", und die Pflichten des Christen, die sich aus der Tatsache ergeben, daß er in der hl. Taufe Eigentum des dreieinigen Gottes geworden ist. In dieser Zeit des Missionstriduums im Anschluß an die 300jährige Jubelfeier des hl. Franz Xaver interessiert uns besonders der erste Punkt. Allen Völkern soll das Evangelium verkündet werden. Das Feld der Kirche ist die Welt, ihr Arbeitsgebiet ist nicht mehr auf ein Land und Volk beschränkt. An die gesamte Menschheit, die nach Gnade und Wahrheit hungert, ergeht der Ruf und die Einladung ins Gottesreich. Das Werk der Glaubensverbreitung, die Fürsorge für die Heidenmission ist der letzte Auftrag und Befehl ihres göttlichen Stifters. Die Kirche würde von ihrer Idee abfallen und ihrem eigenen Berufe untreu werden, wollte sie sich in der Verkündigung des Evangeliums auf einzelne Völker und Völkergruppen beschränken. Jetzt ist sie der Saemann geworden, der die Jahrhunderte hindurch über die Erde schreitet, den Samen der frohen Botschaft ausstreut und durch die Taufe die Früchte einernte, die ihre Saearbeit getragen hat. Unterstützen wir diese Himmel und Erde umspannende Tätigkeit der Kirche durch unsere Gaben und unser Gebet.

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XXIII.

Bildung des Willens.

Wenn man die Frage sich vorlegt, was mußt du denn nun eigentlich tun, daß du einen festen, in allem Widerstreit des Lebens den christlichen Grundsätzen treuen Willen bekommst, so kann man einfach antworten: „Du mußt dich selbst beherrschen," „sustine et abstine, lerne entsagen, lerne ertragen." In dieser Schule des Ertragens und Entsagens wird der Wille gebildet.

Die beste Anweisung, welche Mittel wir dazu haben und wie sie zu gebrauchen sind, gibt uns Gott selbst an die Hand. Durch den Glauben hat er uns unser Ziel kundgemacht, durch die Gebote den Weg dazu vorgezeichnet, durch die Gnadenmittel uns mit der Kraft ausgerüstet, den Weg zu gehen und auf diesem Wege uns die Kirche als Führerin gegeben. Den äußeren Mitteln entsprechen die inneren: das Gewissen, das uns ermahnt und warnt, dann die inneren Gnaden und endlich als besondere Gnadengabe die eingegossenen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, die uns ein christliches Leben leicht machen.

Zur Bildung des Willens im religiösen Leben gehören demgemäß vor allem gründliche Kenntnisse in der Religion. Ein großer Teil der Willensirrungen ist auf Unkenntnis der Tiefe und Schönheit und der Forderungen des Sittengesetzes zurückzuführen. Gerade aus der Kenntnis der religiösen Wahrheiten ergeben sich für den Willen praktische Regeln für das tägliche Handeln. Die Kenntnis der Religion vermittelt uns die religiösen Grundsätze, die klar und fest dastehen sollen in den Brandungen der Versuchungen.

Diese Grundsätze sind die leuchtenden Sterne, die dem sturmgepeitschten Schiffer Richtung geben und seinem Schifflein Grundgewicht und Anker sind. Der Mann, der keine Grundsätze hat, wird von der Flut des Bösen hinweggeschwemmt. Allein derjenige, der Grundsätze besitzt und bewahrt, hängt mit dem Guten wie der Baum mit den Aesten zusammen, und wenn auch der Wetterstrum in den Zweigen und Aesten braust, er reißt sie nicht los von dem unbeweglich dastehenden Stamm.

Diese festen Glaubens- und Lebensgrundsätze müssen sich nun darin offenbaren, daß wir auch unser äußeres Tun an eine bestimmte Ordnung binden. Dazu gehört vor allem eine bestimmte Lebens-, Geschäfts- und Tagesordnung. Wir müssen bestimmte Zeiten zur Arbeit, zur Erholung, zum Gebete haben, diese Zeiten gewissenhaft einhalten, und so oft wir daran gehindert waren, bald wieder zur Ordnung zurückkehren.

Aus dieser Ordnung fließen uns viele Vorteile zu. Der Wille findet bei dieser Ordnung einen festen Damm gegen Launenhaftigkeit, Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit, gegen die Trägheit, Energielosigkeit, die nicht über den Dingen steht, sondern vom Zufall, wie ein Schiff ohne Compaß von den Wellen hin- und hergeschaukelt wird und ohne feste Richtung bleibt.

Wir müssen über den augenblicklichen Impulsen und Gemütserregungen stehen, sonst tyrannisieren sie uns, wir werden launenhaft und tyrannisieren andere. Auf der einen Seite willenlos und bequem, auf der anderen Seite ein Querkopf, auf der einen Seite allerhand tolle scrupulöse Phantasie im Kopf, und in den Dingen, auf die es ankommt, weil sie zur Berufstreue gehören, wenig gewissenhaft, eitel, hochmütig und lieblos zu gleicher Zeit. Wer sich nicht überwinden und sich anstrengen will, der bringt es zu keiner Willensbildung.

Gelegenheit zu großen Taten haben wir nicht, dagegen sind die täglichen kleinen Opfer die laufenden Kunden, an denen sich die Willensmacht bereichert und erstarkt.

Ueberdies erfüllt das in Selbstüberwindung und Kraftanstrengung erstarkte zielbewußte Streben auch den Willen mit Ruhe, Zufriedenheit und einer fröhlichen Arbeitslust.

Man frage nur die Ordensleute, wie viel ihnen die feste, geordnete Lebensweise für ihr Tugendleben wert ist. Einen Ersatz dieser Vorteile bietet im Weltleben die feste, unverbrüchliche Tagesordnung. Sie ist die starke Stütze, welche das heranwachsende Bäumchen vor Verwachsung schützt.

Die Retterin der Welt.

Eben lese ich in der K. V. den Ausschnitt aus einem Buche: „Rußland und die Welt" mit einem Aufsatz von dem ostgenannten Nordpolforscher und Schriftsteller Frithjof Nansen, in welchem dieser den Ausspruch tut: „Ich sehe keine andere Rettung für die Welt, als die Wiedergeburt der Nächstenliebe." Damit sagt der berühmte Mann nun nicht gerade Neues. Diese Wahrheit pfeifen die Spatzen von allen Dächern. Die Frage bleibt nur: Wie bringt man die Welt aus dem Egoismus heraus zu wirklich praktischer Nächstenliebe?

„Ich weiß", sagt Nansen weiter, „es gibt Menschen, die meinen, daß nicht Nächstenliebe, sondern Egoismus die ausschlag-

gebende Macht der menschlichen Geschichte wäre. Aber das ist Geschwätz. Die Nächstenliebe schwebt nicht in der Luft, sie hat ihre Wurzel im Selbsterhaltungstriebe." Das ist nun allerdings eine merkwürdig einseitige und wenig tragfähige Erklärung und Begründung der Nächstenliebe.

Eine solche Nächstenliebe auf egoistischer Grundlage fehlt auch heute der Welt nicht. Wenn ein reicher Mann ein Haus bauen will, hat er in seinem eigenen Interesse in seinem Selbsterhaltungstriebe einen Baumeister nötig, der ihm den Plan macht, Leute, die ausschachten, Maurer, die die Mauern aufführen, Zimmerleute, die den Dachstuhl richten, Dachdecker, die ihn mit Ziegeln versehen, im Innern Schreiner, Anstreicher, Tapezierer etc., und wenn er nicht in den Beutel greift und zahlt, arbeiten die ihm nicht. Aber dieses Handeln, das seine Wurzel im Selbsterhaltungstriebe hat, ist doch noch keine Nächstenliebe.

Wenn ich in meinem Selbsterhaltungstrieb nur so viel von meinem Eigenen an andere herausgebe, als mich die eigene Not, das Verlangen nach Bequemlichkeit, Comfort, Vergnügen dazu zwingt, oder das wohlverstandene Selbstinteresse mir nahelegt, so nenne ich das keine Nächstenliebe.

Eine solche Nächstenliebe kennen auch die Schieber und Wucherer, die diejenigen, die ihnen bei diesem sauberen Geschäft bei der Eisenbahn oder Post behülflich sind, tüchtig schmieren. „Leben und leben lassen" ist noch lange keine Nächstenliebe. Einen Dritten betrügen und den Raub mit einem Zweiten teilen aus Egoismus und dem Selbsterhaltungstrieb heraus, daß der Zweite einen nicht verrät, ist nicht Nächstenliebe, sondern im Grunde genommen nur individuelles Interesse, Egoismus. Die Nächstenliebe hat ihre Wurzel in der Bereitwilligkeit zum Opfer und zwar zum persönlichen Opfer und Verzicht. Mit einer Wurst aber nach einer Seite Speck werfen, darin liegt wahrhaftig kein Verzicht.

Die rechte Nächstenliebe hat uns erst Christus gebracht und sie uns in ihrem Höhepunkte gezeigt in seinem Opfer am Kreuze. Er hat sich für uns hingegeben, ist für uns in den Tod gegangen. Darum sagt der göttliche Heiland ausdrücklich: „Ein „neues" Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Freigebigkeit, Wohlwollen gegen Klienten und großartige Spenden an das Volk hat auch die Welt vor Christus gekannt. In dieser Beziehung stehen z. B. die Römer hoch da, und doch hat ein ausgezeichneter Kenner dieser Römerzeit das Kapitel eines Buches, worin er über das Verhältnis der Reichen zu den Armen, der Bürger zu den Sklaven spricht, bezeichnend überschrieben: „Eine Welt ohne Liebe."

Es gibt zwar heute eine Weltanschauung, die meint, auch ohne Gott könne die Welt glücklich werden. Sie erwartet das Heil von der sogenannten Humanitätsbildung, von einem Unterricht, der den Menschen beibrächte, „daß das Leben eines Volkes nicht ein vereinzeltes sei und als vereinzeltes nicht gedeihen könne, daß vielmehr jedes Volk auf unserem Erdteil ein Glied der europäischen Völkerfamilie sei, das andere gleichwertige Glieder neben sich habe, durch deren Leben das eigene Ergänzung und Bereicherung finde."

Gewiß ist das sehr richtig gesagt. Nun sollte man aber doch meinen, wenn überhaupt jemand diese Humanitäts-Bildung besitzen müsse und besessen hätte, müßten es doch die Staatsmänner sein, die an der Spitze der europäischen Völkerfamilie stehen. Aber haben die denn durch den Deutschland aufgezwungenen Vertrag von Versailles ein Verständnis für diese oben ausgesprochene Meinung gehabt?

Und wenn eben in Genua nach dieser Seite ein anderer Wind wehte, und man mehr Einsehen bekommt für diese Gemeinsamkeit der Interessen, dann hat nicht die humanistische Bildung die Staatsmänner zu dieser Erkenntnis gebracht, sondern die fürchterliche Not, in die die Völker durch ihren Mangel an Liebe geraten sind, und die Einsicht, wenn diese Gesinnung sich nicht ändere, und dem Geiste der gegenseitigen Duldung und Förderung der gemeinsamen Interessen Rechnung getragen würde, stände Europa vor dem Bankerott.

Kehrt die Welt nicht zur Gottesliebe zurück, dann behält zwar Frithjof Nansen mit seinem Ausspruche: „Ich sehe keine andere Rettung für die Welt, als die Wiedergeburt der Nächstenliebe", recht, aber die wird die Welt nicht in den weltlichen Schulen lernen, nicht dadurch, daß man bei „freier Bahn dem Tüchtigen" nun jedem Jungen Gelegenheit geben wird, sich die humanistische Bildung vom Gymnasium und Mittelschule anzueignen.

Man sollte die Menschen besser in die Schule mancher Frau schicken, ob sie arm oder reich ist, die mit Heldenmut im häuslichen Kreise eine opferfreudige, vielleicht gar mißkannte und geschmähte Liebe übt, von deren Größe und Kraft nur der Himmel weiß, in die Schule sollte man sie schicken zu einer guten barmherzigen Schwester, die alles verläßt und ihr Leben hingibt, um am Krankenbette fremden Menschen lange Tage und Nächte zu dienen.

Da lernten die Menschen wahrlich mehr von Nächstenliebe, als in den Radauversammlungen von Kommunisten — auch wenn sie als humanistisch gebildet sein Wollende im Landtag sitzen, die ihre Liebe zur Allgemeinheit in den gröblichsten Gemeinheiten und Schimpfereien kund tun, die mit der Schnapsflasche in das Reichsgebäude kommen, wo junge Burschen aus ihrem Kreise verdienten Männern auf dieser Welttribüne, wo die Elite des Volkes tagt, Ohrfeigen anbieten. Dort, bei einer guten Franziskanerin lernten die Menschen mehr, als in den sich endlos wiederholenden Parteiversammlungen, wo redegewandte Maulhelden in ihrer Lieblosigkeit und ihrem Parteihaß manchmal kein gutes Haar an dem lassen, das anderer politischer Meinung ist.

Ohne den Glauben an Gott fehlt der Nächstenliebe das Fundament. Ohne den Glauben an einen persönlichen Gott fehlt dem Menschen das Verständnis für sittliche Freiheit, das wahre Pflichtgefühl und die Innerlichkeit, die wahre Hochschätzung der Einzelseele und ihres ewigen Berufes, ohne die weder echte Selbstliebe noch tiefe Nächstenliebe möglich ist. Darum hat Nansen recht: „Es gibt keine andere Rettung für die Welt, als die Wiedergeburt der Nächstenliebe", aber hinzuzufügen ist, nicht auch ohne die Wiedergeburt der Gottesliebe, in der die Nächstenliebe wurzelt.

Wetterpropheten.

Wir schrieben neulich unter dem Datum des ersten April einen kleinen Artikel mit obiger Ueberschrift; wie die Leute jammerten und klagten über das kalte und schlechte Wetter, daß alles zurückbleibe und ein schlimmes Jahr zu gewärtigen sei. Wir bemerkten dagegen, wie das kalte Wetter doch auch gut sein könne. Alles würde in der Entwicklung noch etwas zurückgehalten und ein paar warme Tage würden alles nachholen, was der scheinbar zu spät gekommene Frühling versäumt. Haben wir nicht recht gehabt? Heute schreiben wir den 9. Mai, und welch eine Blütenpracht, und welch eine Blütenfülle, wie wir sie seit Jahren nicht gesehen! Und jetzt prophezeit natürlich jeder ein obst- und fruchtreiches Jahr.

So sind wir Menschen, wir wissen's immer besser wie der liebe Gott. Im Jahre 1914 meinten die Menschen, selbst die Staatsmänner, denen man doch mehr Einsicht zutrauen sollte, als dem gewöhnlichen Manne, das Wort der Bergpredigt: „Selig sind die Friedfertigen, d. h. die nach Verständigung suchen," passe nicht für unsere Zeit. Sie fingen den Krieg an und jetzt stehen sie vor lauter Trümmern und tiefstem Elend. Im April wollten die Menschen der göttlichen Vorsehung in den Arm fallen und besseres Wetter haben und jetzt im Mai stehen sie vor herrlichen Gärten und prachtvollen Feldern.

Wann werden wir einmal fromm und überlassen dem da oben die Weltregierung, wann aber auch einmal klug und erkennen: „Meide die Sünde, tue das Gute, das ist der ganze Mensch.": „Wer auf den lieben Gott vertraut, der hat auf festen Grund gebaut."

Beruf und Berufstreue.

Aus den Häfen großer Handelsstädte sieht man zahllose Schiffe hoffnungsvoll hinausziehen. Sie haben die verschiedensten Flaggen aufgehißt, ein buntes Gewimmel in der Luft. Sie verteilen sich nach allen Richtungen hin, nach nahen und fernen Küsten. Die Schiffenden haben die mannigfaltigsten Ziele im Auge, allerlei Wünsche im Herzen. Ein solcher Hafen ist für die kleinen Menschenschifflein deren elterliches Haus. Die meisten verlassen diesen Hafen schon, wenn sie die Elementarschule durchgelernt haben. Sie wählen sich nun einen Beruf.

Unter Beruf versteht man die Laufbahn, den Stand, die besondere Lebensstellung, welche die göttliche Vorsehung jedem Menschen hienieden angewiesen hat. Man nennt diese einem jeden eigentümliche Lebensstellung Beruf, weil Gott jeden gleichsam mit Namen ruft, um ihm seinen eigenen Platz in der Welt anzuweisen. Gott nämlich hat in der menschlichen Gesellschaft verschiedene Abstufungen vorgesehen mit verschiedenen Bedürfnissen, deren Befriedigung er der Arbeit und der Sorge der Menschen selbst überantwortet hat. Zu diesem Zweck hat er den Menschen die notwendigen, diesem Zweck entsprechenden Anlagen und Gnaden gegeben.

Vom christlichen Standpunkt betrachtet, gibt es nun drei Hauptberufsstände, den weltlichen Stand, den Priester- und den Ordensstand. **Der erste beruht auf der Beobachtung der Gebote Gottes, der zweite auf den Verrichtungen des Priestertums, der dritte auf der Befolgung der evangelischen Räte als besonderem Mittel der Vollkommenheit.**

Diese Stände sind drei verschiedene Arten und Aeußerungen des christlichen Lebens, drei verschiedene Wege zur ewigen Seligkeit und könnten füglich heißen: der erste: das christliche Leben in der Welt; der zweite: das christliche Leben im Priesterstande; der dritte: das christliche Leben im Ordensstande.

Nun gibt es aber, zumal bei den Weltleuten, noch eine Menge abgegrenzter Lebensstellungen, die durch die verschiedenen Berufsarten bestimmt werden: Aerzte, Advokaten, Richter, Kaufleute, Handwerker, Ackerer etc.

Der Beruf kann nun von Gott durch ein unmittelbares Eingreifen von seiner Seite jemanden zugewiesen werden, wie z. B. dem hl. Paulus das Apostelamt durch die Erscheinung des göttlichen Heilandes auf dem Wege nach Damaskus. In der Regel aber benutzt Gott die natürlichen Verhältnisse, in die er die Menschen gesetzt hat, um sie zu ihrem Berufe zu führen: die Eltern und deren oekonomische Lage, die Erziehung, besondere Anlagen und Talente, die sich durchsetzen wollen, Umstände und Gelegen-

heiten, die ein Fortkommen in dieser oder jener Berufsarbeit begünstigen.

Jeder Mensch muß nun, soweit dies in seiner Macht steht, einen bestimmten Beruf zu gewinnen suchen und ergreifen durch redliche Anwendung der Zeit und der Mittel, die ihm dazu zur Verfügung stehen. Wer das versäumt, versündigt sich gegen sich selbst und die menschliche Gesellschaft, deren nützliches Mitglied er sein soll. Er ist ein toter Ast an einem lebendigen Baume. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", sagt der Apostel. Wer also durch eigene Schuld ein Bummler oder Vagabund wird, wird auch vielfach eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft und geht auch meistens sittlich zu Grunde.

Die Gefahr, zu verbummeln und zu keinem eigentlichen Berufe zu kommen, droht nicht selten denjenigen, die, ohne selbst sich angestrengt zu haben, durch Erbschaft in den Besitz eines großen Vermögens gekommen sind und nun gerne eine Lebensweise auswählen, in der sie nichts Widerwärtiges, sondern nur Genuß zu finden hoffen.

Die schwerste Versündigung aber in dem angetretenen Berufe wäre das Trachten und Jagen nach bloß zeitlichem Gewinn und Genuß, ohne alle Beziehung zum allen gemeinsamen himmlischen Berufe, ohne jeden Aufblick nach oben, ohne die Erkenntnis, der Beruf sei ein Gottesgeschenk und schließe Gott gegenüber heilige Pflichten in sich. Denn der eigentliche Beruf, unser wahres Ziel, dem alle zustreben, dem alle Kräfte dienen sollen, ist doch die ewige Seligkeit. Ja, in und durch den Beruf sollen wir gerade dieses unser Ziel erreichen. Darum ist eben die Berufstreue das eigentlich wahre, christliche Leben. Was neben dem Beruf liegt, ist ein Abweg, und wäre der Weg bei einem anderen Beruf noch so schön.

Wer z. B. in einen beschaulichen Orden eingetreten ist, kann und soll viele Stunden dem Gebete und der Betrachtung widmen; würde das aber eine Mutter tun, die eine Reihe kleiner, der Erziehung und der Beaufsichtigung bedürftiger Kinder hat, so wäre das eben verkehrt, weil diese an und für sich schöne Gebetsbeschäftigung aus dem Rahmen ihres Berufes fiele.

In großen Wahl- und Volks-Versammlungen politische Reden halten oder über städtische Verhältnisse sprechen, mag dem, dem Gott der Herr dazu Talent gegeben, gut sein, aber wenn er nun die meiste Zeit im Wirtshaus sitzt und seine Familie vernachlässigt, so liegt das neben seinem Beruf und ist darum fehlerhaft.

In dieser Beziehung ist auch bezüglich der Unempfehlung frommer Uebungen Klugheit und Vorsicht am Platze. Wir kennen ein Büchlein, das den Titel trägt: „Der Wandel in Gottes Gegenwart." Darin wird nun auseinandergesetzt, wie man sich fortwährend mit Gott beschäftigen könnte, indem man sich Gott überall vorstelle und denke: da ist Gott, da, da, da usw.

Ein seeleneifriger, aber praktisch noch unerfahrener geistlicher Herr hatte nun einer einfachen, schlichten, frommen Frau angelegentlich dieses Büchlein zur Anschaffung empfohlen. Die Frau kaufte dasselbe, aber als sie einige Seiten darin gelesen, legte sie es weg und sagte später mit lächelndem Munde einem anderen Geistlichen: „Was, ich soll immer denken: da ist Gott; da ist Gott usw.? Nein, ich denke, da ist Arbeit, da Arbeit, da Arbeit, ich bin Hausfrau, ich bin Gattin, ich bin Mutter, das ist mein Beruf, an die Pflichten denke ich und bete dabei: „Alles meinem Gott zu Ehren." Ist das, hochwürdiger Herr, nicht auch Wandel in Gottes Gegenwart, so wie es sich für mich paßt?" Das Fräuchen hatte ohne Zweifel ganz recht.

Wie würde unsere ganze Frömmigkeit überhaupt eine ganz andere Gestalt annehmen, auf einem viel gesunderen Fundament sich aufbauen, wenn wir sie nicht in zehn und hundert immer wieder auftauchenden und schnell vergehenden religiösen Uebungen aufgehen ließen, sondern in der einfachen, schlichten, bis ins Einzelne sich vollziehenden Berufstreue, mit der guten reinen Meinung und der Beziehung auf Gott, unserem letzten Ziele.

Alles stiehlt.

Neulich hatte eine junge Dame in der Elektrischen ihre Tasche liegen lassen. Ein Notizbuch war darin, ein Täschchen mit Visitenkarten und einige zwanzig Mark Papiergeld, ein Roman und ein kleiner Spiegel. Sie ging am andern Morgen auf das Fundbüro, um zu erfahren, ob man die Tasche dort abgegeben habe. Auf ihre Frage lachte der Beamte und meinte: „Gnädiges Fräulein, das Täschchen bekommen Sie nicht wieder." Auf ihre Gegenbemerkung: „Ja, es wird doch niemand in der Elektrischen gewesen sein, der es gestohlen hat?", gab der Beamte zurück: „Heute stiehlt alles."

Das Urteil war nun gewiß zu hart. Ehrliche Menschen und viele gibt es auch heute noch. Aber daß Unehrlichkeit und Stehlen, Veruntreuungen und Unterschlagungen, Gaunereien und Betrügereien in hohen und niederen Kreisen, bei dem Landvolke und bei den Städtern sich finden, ja, die Kinder schon oft genug kleine Spitzbuben sind und nicht selten geradezu zu Spitzbuben erzogen werden, lehrt zu unserem Schrecken die tägliche Erfahrung.

Wie kommt das denn nun? Das Gebot: „Du sollst nicht stehlen" ist einem doch von Jugend in der Schule und im Religionsunterricht so eingeschärft und in den Kopf gegraben worden, daß man es unmöglich aus seinem Gewissen ausschalten kann. Dazu kommt, daß die täglichen Gerichtsverhandlungen zeigen, in welchen Konflikt man mit dem Strafgesetz kommt und sich Gefängnis und Geldstrafen muß gefallen lassen, wenn man als Dieb gepackt wird. So möchte in der Tat einer nicht gern vor anderen Menschen, auch nicht vor sich selber als Spitzbube dastehen.

Wie erklärt man denn diese allgemein gewordene Nichtachtung fremden Eigentums? Da ist zunächst zu bemerken, daß die Hauptversuchung des Lebens in diesem Punkte nicht darin besteht, sich direkt gegen das siebente Gebot: „Du sollst nicht stehlen", aufzulehnen. Nein, daß man nicht stehlen dürfe, gibt man zu, sieht aber eine bestimmte Handlung unter allerhand Vorwänden und Vortäuschungen, die man sich macht, als nicht direkt unter das Gebot fallend an. Man betrügt sein Gewissen, indem man sich sagt, was du da treibst, ist eben berechtigte Schadloshaltung und ein Sichwehren gegen das Unrecht, das der oder die dir antun, denen du etwas nimmst oder die du im Handel und im Geschäft hintergehst.

Wie entschuldigt sich z. B. ein Steuerdefraudant? „Die da oben," sagt er, „sind auch Spitzbuben. Wie viele Juden sitzen in der Regierung und die verstehen sich doch aufs Mauscheln. Und sieht man nicht, wie da in Berlin das Geld verschleudert wird, und da soll ich es denen in den Rachen werfen? Ich soll mich plagen für mein gutes Geld, und die Maulhelden und die Revolutionsmänner sollen es verprassen?"

Und wie beurteilt ein Jüngling oder Mann aus dem Volke seinen Diebstahl in Scheunen und Ställen und in den Magazinen? „Ja, der reiche Bauer und der reiche Fabrikherr hat doch genug. Die essen und trinken gut, und wir arme Teufel haben nichts. Es ist gut, daß ihnen der Geldsack etwas erleichtert wird, sonst werden die doch alle zu üppig."

Und was sagen die Bestehler der Waggons? „Ach was, das ist ja alles Schieber- und Wucher-, also auch gestohlenes Gut, was die Eisenbahnwagen führen, und da soll ich mir nicht von nehmen dürfen, damit ich für Frau und Kinder etwas habe? Kerle, die durch ihre Schieber- und Wuchereien in wenigen Monaten Millionäre werden, was soll es diesen schlechten Volke schaden, wenn ich ihnen die Mehl- und Zuckersäcke etwas entleere?"

Und wie mag der Fahrgast, der das Täschchen der Dame an sich gehalten, sich vor seinem Gewissen gerechtfertigt haben? „Du bist doch nicht," wird er sich gesagt haben, „verpflichtet, den Fund dem Schaffner anzuzeigen? Laß die Eigentümerin nicht so vergeßlich sein. Und wenn ich's nicht nehme, nimmts eben ein anderer."

Man sieht, in allen diesen Fällen wird von den Betreffenden das Gebot: „Du sollst nicht stehlen" wohl als zu recht bestehend angesehen, aber auf ihre betrügerische Handlung nicht angewandt.

Und wie entschuldigen die Landleute ihren Wucher? „Ja, die Käufer geben es ja. Und verdient wird es doch, entweder vom Händler oder Verkäufer, oder im Geschäftslokal, warum also soll ich mir den größeren Verdienst nicht nehmen und die anderen allein das Fett abschöpfen lassen? Wie teuer sind jetzt die Waren in der Stadt? Alle Geschäfte in der Stadt nehmen jetzt höhere Preise und zwar von Dingen, woran sie keine Arbeit haben, werden ihnen die Waren doch von dem Spediteur ins Haus gebracht. Und ich bin morgens um 4 Uhr schon auf und abends noch spät in meinem Garten, habe keinen Achtstundentag und muß arbeiten wie ein Knecht. Und da soll ich allein keine höheren Preise für meinen Weizen, für meinen selbstgezogenen Kappus, Gemüse, Kartoffeln und Obst nehmen dürfen? Ich allein soll mich an die Höchstpreise halten, wonach kein Mensch etwas fragt? Dann wäre ich doch wahrlich ein Esel und der größte Dummkopf!"

Man sieht aus all diesen Fällen und aus diesen Redereien klar, daß diese Ungewissenhaftigkeit und Leichtfertigkeit, mit der man sich über das Gebot: „Du sollst nicht stehlen", hinwegsetzt, nicht an dem tieferen Inhalt und der besseren Erkenntnis, von dem, was Stehlen heißt, gemessen, sondern vielmehr aus der vermeinten besseren Lebenslage oder der mangelnden sittlichen Beschaffenheit dessen, den man bestiehlt, abgeleitet wird. Man wälzt also die Schuld von sich ab und überträgt sie auf die Bestohlenen selbst.

Das Wort „Eigentum ist Diebstahl" ist ein böses Wort, und zwar nicht bloß für die Kommunisten. Zu leugnen ist ja auch bei einigem Nachdenken nicht, daß es Fälle geben kann, wo dieser Satz in gewisser Beziehung auch ein Körnchen Wahrheit enthalten kann, wenn nämlich der reiche Besitzer ohne jede Rücksicht auf das Gemeinwohl, und ohne mit seinem großen Vermögen sich irgendwo sozial oder charitativ zu betätigen, seinen Besitz ganz nach Willkür in Ausgaben für ganze Summen verschlingende Feste und Vergnügungen, ausgelassene Schwelgereien, kostspieligen Sport und ärgerniserregende Luxusanschaffungen verwendet und so Güter geradezu verschleudert, an deren Erhaltung die größere Gesamtheit ein Interesse hat, weil sie doch auch unter ihrer Mitwirkung geschaffen worden sind. Müssen doch viele mitwirken,